

Begegnung mit Wölfflin

Autor(en): **Mähl, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **17 (1949-1950)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758770>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BEGEGNUNG MIT WÖLFFLIN

VON ALBERT MÄHL

Das Sommersemester 1923 in München — ich sehe noch Rudolf Borchardt im Kunstsaal Steinicke am Tisch vor der roten Ampel, das Temperament durch ein Taschentuch zwischen den Händen zügelnd, höre, wie er großhinhin verkündet: «Der Dichter hat nichts mit der Literatur zu tun und nichts mit der Kunst. Er trägt auch heute noch den Lorbeer wie Petrarca und Dante, ist auch heute noch wie Solon zugleich Gesetzgeber der Menschheit wie Prophet!... Ich höre noch im Auditorium maximum dünnstimmig schwebenden Tons Fritz Strich dozieren: «Auch das Leid ist nach Nietzsche etwas, das jubelnd bejaht und gewollt werden soll. Thomas Mann, der in diesem Sinne die bürgerliche Kultur zu retten versucht hat...» Zu retten versucht — ich sehe noch auf dem Königsplatz Oberländer, Stammtischpolitiker und Arbeitslose in Gruppen stehen und flüstern. Ein Opel-Wagen fährt vor. Stille. Da — Ludendorff, Helm auf, Mantel an, Generalsschärpe um! Ein Zivilist in hellem Sportmantel, mittelgroß, blaß, dunkelhaarig, begleitet ihn. Die beiden schreiten raschen Tritts die Stufen zur Neuen Pinakothek hinan. Dort wendet der General sich um, er steht. Er spricht brüskierend einige Sätze zur Lage und gibt dann dem Zivilisten, Herrn Hitler sagt er, das Wort. Dieser Herr Hitler nun beginnt, kaum daß er sich hingestellt hat, einen ganzen Schwall ungläublicher Behauptungen auszustoßen. Hektisch, peitschend spricht er, mit vergurgelndem Ton. Jetzt wirft er den rechten Arm hoch. Der General dankt ihm. Sie kommen herab, steigen wieder in den Wagen und rollen davon. Gemurmelt, Kopfschütteln, Weitergehn — das also war der! Ja, der, die bürgerliche Kultur zu retten, der auch. Jenes Semester in München — die Valuta sank, die Mahlzeit im «Hotel drei Strich» (Volksspeisehalle III, die Portion Erbsen 600 Mark, Löffel selbst abwaschen!) ließ sich kaum noch erschwingen. Wir zogen hinaus nach Planegg zur Vertilgung der Borkenkäfer. Dann aber am Ende des Semesters dies eine, das alles überwog: Die Seitentür zum vollbesetzten großen Auditorium steht halboffen. Ich bleibe stehen und sehe auf den hochgewachsenen Mann dort im blauen Anzug, der mit seinen buschigen graublauen Augen etwas Seemännisches hat. Ich trete leise ein, ich rühre mich nicht mehr vom Fleck, ich höre Heinrich Wölfflin.

Zwei Jahre später in Zürich stehe ich in seinem Rembrandt-Kolleg. Der Projektionsapparat läßt gerade jene Handzeichnung aufleuchten, die Rembrandt im Arbeitskittel zeigt, frontal, in ganzer Figur. Wölfflin spricht. Tastend, Zug um Zug arbeitet er die Bildform heraus. Nun sagt er abrundend: «Was hier eigentlich gemeint ist, ist einfach dies: Ein Maler steht vor uns, ein Mann der Arbeit — ein Mann von Wundern umgeben, für den das Glück keine Rolle spielt.» In einer anderen Stunde, vor dem «Mann mit dem Goldhelm», erzählt er uns von Rembrandts Bruder, wie Rembrandt dem den Helm aufsetzte und da das Bild sah. Das Bild, nicht mehr nur den Bruder, sondern den Mann mit dem Helm. Er macht uns klar, wie Rembrandt hier den Schritt vom Individuellen zum All-gemeingültigen, zum Typischen vollzog. Er faßt schließlich die Intensität dieser Bildform in die Worte: «Wer schweigend sein Schicksal trägt bis zuletzt, ein ganzer Mann, der verdient einen Goldhelm.» Das war ganz Wölfflin.

Das Ueberzeugende ging ganz und gar von dem Zauber seiner Persönlichkeit aus. Sein Vortrag war abwägend, eher ein Ergraben als ein Verketteten der Sätze. Er dozierte nicht, er sprach. Dies Sprechen war Sehen, ganz Blick, ganz Gedanke

vom Blick her, ein substantiell denkendes Schauen. Indem er gerade nüchtern zur sachlichen Betrachtung hinleitete und dem nur gefühlsmäßigen Erfassen keinen Zugang ließ, sprach die Bildform in ihrer strengen Schönheit nur um so mehr für sich selbst. Man kann nicht alles sagen, man kann aber etwas so sagen, daß alles gesagt ist. Das verstand er. Er tastete das Unsagbare nicht an, zerredete es nicht. Gestaltfindung: Dieser von ihm geprägte Begriff sagt alles, worauf es ihm ankam. So suchte er in aller Form die Gestalt geistigen Lebens.

Ein Essay, den ich etwas jugendlich ungestüm über die alten Meister in der älteren Pinakothek Münchens geschrieben und veröffentlicht hatte, brachte uns zusammen. Zusammen? Ich muß wohl sagen, brachte mir einen Rüffel ein. Ich schwebte damit zu hoch über dem Stoff, schrieb er mir, diese Variationen über die höchsten Begriffe hätten keine nahrhafte Substanz. Statt dessen sollte ich lieber den individuellen Fall mit Kraft, bestimmt und erschöpfend behandeln. Das war deutlich. Ich ließ mir das gesagt sein. Ich ging wieder hin zu den großen Florentinern und Niederländern und versuchte Substanz zu gewinnen. Was dabei herauskam? Ein anerkennender Brief von Wölfflin und ein Scheck, mir zugedacht als Fonds für eine Italienreise.

Ich fuhr nicht in die Toskana, das machte ich später; erstmal fuhr ich nach Zürich, wohin er inzwischen übergesiedelt war, und das habe ich nicht bereut. Er nahm mich auf in seinem schönen stillen Hause am Talacker, ich begann zu schreiben, mich um «Gestaltfindung» im dichterischen Sprachbild zu bemühen, besonders im niederdeutschen. Mir leuchtete ein, was es heißt, die Sprachgestalt einer Dichtung zu finden, wie sehr der Blick über die Sprache hinaus auf die Erfassung sprachgestalteten Lebens gerichtet sein muß. Dies kritische Bemühen fand sein regstes Interesse. Er förderte mein Schaffen, wo er nur konnte.

Was ist das Beste im Leben? Nicht Besitz, kein Ding, keine Sache. Begegnungen sind es, Begegnungen wie Ströme, die forttragen. In Wölfflins Sprachton lag immer etwas von einer strengen Forderung. Kunstgeschichte treiben hieß für ihn, sich einer Anstrengung unterwerfen, die uns zur Erkenntnis unserer Würde bringt. Er pflegte eine Zeichnung, wie etwa das Hundertguldenblatt Rembrandts, stundenlang genauestens zu betrachten, es in allen Teilen förmlich auswendig zu lernen. Im freien Vortrag entwickelte er dann, was er entdeckt hatte. Er demonstrierte uns das Erlebnis seiner Entdeckung.

Mir klingt noch sein Vortrag über Goethe und Italien im Ohr, damals im Zürcher PEN-Club, womit er uns einen Begriff von der Gestalt Goethes gab, von dessen durch Italien gewachsenen «Großheit». Was mich aber noch mehr anzog: Er, der italienfreundige Mittler klassischer Kunst, schlug auch die Brücke zu unserem Norden, erschloß uns nicht weniger die Welt Rembrandts, ein Gebiet, das zu betreten sein großer Lehrer Jakob Burckhardt sich noch gescheut hatte.

Nach Tisch wußte er manchmal ergötzlich zu scherzen. Einmal fragte er mich, in der Rechten die Büste von Edwin Scharff, in der Linken eine andere, ich weiß nicht mehr von wem, welcher Kopf von den Dreien mir denn nun am besten gefiele. Der in der Mitte, entschied ich mich, er habe ja selber oft betont, daß man sich immer an das Original halten müsse. «Na», sagte er, «dann will ich mich auch dran halten.»

Ein Jahr blieb ich, dann ging ich wieder nach München. Mancher Brief folgte. Er nahm von Jahr zu Jahr Anteil an meiner Arbeit. Ich hoffte ihn wiederzusehen. Es sollte nicht sein. Sein letzter Brief vom 17. Januar 1937 schloß mit dem Satz: «Schade, daß die Grenze zum immer tieferen Graben wird.»

Heinrich Wölfflin, wer war er? Er war ein großer Moralist, er lehrte Geschichte vom Wesen des großen Menschen.

Wer so scheidet, ist bleibend gegenwärtig.